Zeitschrift: Werk - Archithese : Zeitschrift und Schriftenreihe für Architektur und Kunst = revue et collection d'architecture et d'art

Band: 65 (1978)

Heft: 21-22: "Dorf" = "Village"

Artikel: Metron-News : Erfahrungsbericht über drei Reihenhaus-Siedlungen der Metron-Gruppe

Autor: Meyrat-Schlee, Ellen / Henz, Alexander

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-50149

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ellen Meyrat-Schlee und Alexander Henz

Metron-News

Erfahrungsbericht über drei Reihenhaus-Siedlungen der Metron-Gruppe

Gebaute Umwelt – soziales Verhalten

Die Frage, wie weit Architektur soziales Verhalten beeinflussen kann (und nicht nur Ausdruck von Vorstellungen des Architekten bzw. des Bauherrn ist), beschäftigt nicht nur Architekten, sondern auch Sozialwissenschaftler. Anstoss für diese in jüngster Zeit viel diskutierte Frage gaben vor allem die sozialen Auswirkungen neuer Grossüberbauungen in städtischen Gebieten. Erscheinungen wie Isolation, Anonymität und Kriminalität wurden in Verbindung gebracht mit der Brutalität und Unüberschaubarkeit von modernen Grossüberbauungen und damit mit der Architektur. Der vermutete kausale Zusammenhang zwischen bestimmten Merkmalen von Architektur und Siedlungsstruktur und (unerwünschten) sozialen Phänomenen ist Gegenstand verschiedener empirischer Untersuchungen und theoretischer Erörterungen.

Untersuchungen über das Wohlbefinden von Bewohnern neuer Siedlungen und die Frage nach der «Wohnzufriedenheit» sind – nicht ganz zu Unrecht – etwas in Verruf geraten: wie weit bedeutet «zufrieden» nicht zufrieden mit dem, was man sich leisten kann, oder «zufrieden», weil keine Alternativen möglich sind? Unternimmt man daher den Versuch, Reaktionen der Bewohner auf ihre neue Wohnumgebung zu prüfen, müssen zumindest zwei Bedingungen erfüllt sein: einmal setzt die Überprüfung des Erfolges bzw. Misserfolges von architektonischen Absichten voraus, dass die Architekten ihre Zielvorstellungen mehr oder weniger klar vor dem Planungs- und Baubeginn formuliert haben; zum andern müssen die Aussagen und Urteile der Bewohner auf dem Hintergrund ihrer bisherigen Wohnerfahrungen und der «Freiheit der Wahl» interpretiert werden, will man nicht Gefahr laufen, voreilig Scheinerfolge aufzuzeigen, die letztlich nur das Resultat eines mehr oder weniger gelungenen Anpassungsprozesses an die neuen Verhältnisse sind.

Bei den von uns untersuchten Siedlungen waren die genannten Voraussetzungen erfüllt: die Siedlungen sind die Realisierung eines von den Architekten formulierten Konzeptes, dessen Zielvorstellungen kurz gefasst lauten «ökonomische Bauweise» und «kommunikatives Wohnen». Dahinter steht der Versuch, durch bauliche Massnahmen bestimmte Verhaltensweisen zu ermöglichen. Ermöglicht werden sollte einerseits die Zugänglichkeit breiterer Schichten zu einer dem Einfamilienhaus ähnlichen Wohnform und andererseits die Chance, untereinander vermehrt Kontakt und Gemeinschaft zu pflegen. Die Überprüfung des Gelingens bzw. Misslingens dieser Ziele erfolgte in Gruppengesprächen mit (fast) allen Bewohnern der jeweiligen Siedlung, wobei Fragen angeschnitten wurden wie: welches waren die Gründe, in diese Siedlung zu ziehen; wie wohnte man vorher; welche Beziehungen bestehen untereinander; decken sich die eigenen Ziele mit denen der Architekten etc.? Unsere mündlichen Informationen wurden gestützt durch «teilnehmende Beobachtung» in den Siedlungen.

Die hier wiedergegebenen ausgewählten Ergebnisse haben den Charakter von Fallbeispielen und sind nur begrenzt übertragbar auf andere Situationen. Bei aller Vorsicht vor Verallgemeinerungen lassen sich aus ihnen aber doch einige Schlüsse ziehen, die über die drei Siedlungen hinaus Gültigkeit haben dürften.

Das Konzept der Architekten

Für die Architekten bedeutet ökonomisch bauen vor allem optimale Landnutzung und teilweisen Verzicht auf den üblichen Ausbaukomfort («gepflegter Rohbau»). Die Wohnqualität wird nicht gemessen am Ausbaustandard, sondern am Flächenangebot, an der Nutzungsfreiheit, am direkten Zugang zum Aussenraum, an der Veränderbarkeit und Anpassungsfähigkeit der Grundrisse an verschiedene und sich im Laufe der Zeit wandelnde Benutzerbedürfnisse sowie an verschiedenen Möglichkeiten der Kombination und Unterteilung der Wohneinheiten. Verglichen mit dem herkömmlichen Mietwohnungsbau, an dessen finanzieller Belastung für den Benutzer sich die Architekten orientierten, stellt ihr Konzept eine Ausweitung von Möglichkeiten der in der Regel eingeschränkten Benutzeraktivitäten dar.

Darüber hinaus wird der sozialen Komponente des Wohnens grosses Gewicht beigemessen: die zukünftigen Bewohner beteiligen sich am Planungsprozess; sie können den Ausbau der Wohnung und den privaten und halböffentlichen Aussenraum mitgestalten; sie verwalten die gemeinsamen Einrichtungen. Die Veränderbarkeit des Wohnungsangebotes und die Erwerbbarkeit oder Miete der Wohneinheiten sollen einer sozialen und altersmässigen Homogenität entgegenwirken («Ghetto») und die Eingliederung von «sozialen Randgruppen» erleichtern. Die überschaubare

Grösse der Siedlung, die horizontale Anordnung der Wohneinheiten, der eigene Hauseingang, die Wahrung von Rückzugsmöglichkeiten und die halböffentlichen gemeinsamen Einrichtungen sollen Kommunikation, Gemeinschaft und Abbau der familiären und individuellen Isolation ermöglichen und fördern. Die Architekten gingen bei dieser Konzeption von der Überlegung aus, dass die Mitgestaltung des Wohnbereiches und ein grosser Handlungsspielraum für die Bewohner sich positiv auswirken auf die Wohnzufriedenheit. Damit werden die Voraussetzungen geschaffen, auf denen Gemeinschaft und Beziehungen sich erst herausbilden können.

Wie sehen es die Bewohner?

Trotz der unverkennbaren Gemeinsamkeiten unterscheiden sich die drei Reihenhaussiedlungen in zwei wesentlichen Punkten, der Lage und dem Erstellungsjahr. *Chlepfes* liegt am Hang über dem Dorf Appenzell am Rand einer konventionellen Einfamilienhausüberbauung und ist seit vier Jahren bewohnt (ein Mieterwechsel).

Der *Haberacher,* ebenfalls anschliessend an eine Einfamilienhaussiedlung in Rütihof in der Nähe von Baden gelegen, besteht aus zwei Reihen von je acht Häusern. Eine Reihe wurde vor einem Jahr bezogen, die andere Reihe vor 8 Monaten.

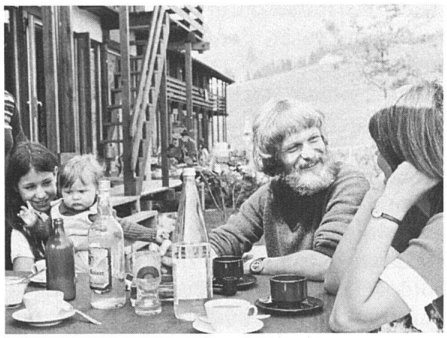
Die *Reuss-Siedlung,* aufgeteilt in zwei Reihen zu je vier bzw. sechs Häusern, ist eingebettet in ein bestehendes Quartier am Fluss in Unterwindisch. Sie ist seit einem Jahr bewohnt.

Es sind vor allem zwei Gründe, welche die Bewohner veranlassten, ein Haus in den Siedlungen zu erwerben oder zu mieten: der Preis und die Chance, nicht isoliert zu wohnen, die «Gemeinschaft». Daneben spielten weitere Motive eine Rolle, entsprechend der speziellen Eigenschaft der Siedlung: die zentrale Lage zum Ort und zum Arbeitsplatz war wichtig für die Bewohner der Reuss-Siedlung, «wichtig war für uns, dass wir nicht irgendwo abseits der Welt etwas gekauft haben». Beim Haberacher und in Chlepfes waren es die schöne landschaftliche Umgebung und die Ruhe. Die Möglichkeit der Mieter, die Raumaufteilung und den Innenausbau selbst mitzubestimmen, wurde darüber hinaus positiv erwähnt.

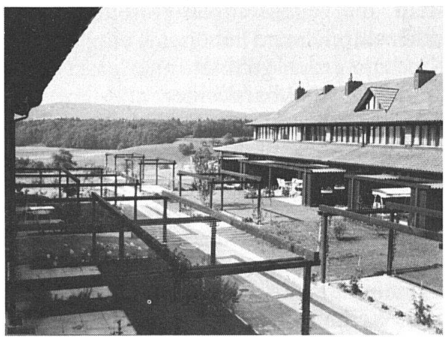
Wenn der Preis auch für die meisten ein ausschlaggebendes Motiv war, so ergaben sich doch gerade in diesem Punkt die grössten Widersprüche: wieweit deckt sich der Wunsch nach einem Haus – unter anderem als Statussymbol – mit dem bescheidenen und einfachen Ausbau? Genügt der von den Architekten vorgesehene Minimalkomfort? An welchen Standarderwartungen messen die Bewohner den angebotenen Ausbau? Viel Raum und Platz allein scheint nicht alle glücklich zu machen. Die meisten Besitzer haben denn auch, zum Teil durch Eigenleistungen, den Minimalstandard erhöht, «es komfortabler gestaltet». «Die Zielsetzung ist hier offensichtlich nicht adäquat», meint ein Hausbesitzer, «es braucht auch einen Bewusstseinsprozess, dass man eben nicht zusätzlich Standard in das Haus hineinbaut (hineinpostet)». «Man muss einen gewissen Standard haben, sonst ist man wirklich ein Aussenseiter. Die Leute sind einfach noch nicht reif, so zu denken, dass man noch einfacher wohnen kann.» Die Siedlung Chlepfes wird denn auch von den Appenzellern «Hühnerstall» genannt, und die Leute aus Rütihof bezeichnen den Haberacher als die «Scheunen», wie die Bewohner lachend sagen. Die Zielsetzung, für breitere Schichten einfamilienhausähnliche Wohnungen zu bauen, hat sich nur teilweise erfüllt: die Bewohner gehören fast alle der Mittelschicht an, es sind Lehrer, Architekten, Sozialarbeiter, einige Selbständigerwerbende, mittlere und höhere Angestellte usw., die «einfachen» Leute fehlen. «Das Soziale, das man eigentlich angestrebt hat, hindert einfach die Leute, hier einzuziehen», sagt ein Hausbesitzer. Es bleibt daher offen, ob nicht bereits durch die Art des Hauses, den Stil («in diesen verrückten Häusern müssen auch ganz verrückte Leute wohnen», Chlepfes) nur diejenigen angesprochen werden, die ohnehin bereit sind, im Wohnen mehr als (ökonomische) Selbstdarstellung zu sehen, und die bewusst versuchen, die in der bisherigen Wohnerfahrung empfundene Isolation durch neue Wohnformen zu überwinden.

«Hier ist man mit dem vollen Bewusstsein, nahe beieinander zu wohnen, eingezogen. Es ist eine innere Bereitschaft da, mit den andern Kontakt zu haben. Jene Leute, die das nicht als Qualität ansehen, sind wahrscheinlich schon früher abgesprungen.» Kommunikatives Wohnen also nur für Leute, die wagen «aus dem Schneckenhaus herauszugehen»? Mutige Pioniere? Es sind vor allem jüngere Leute, Ehepaare zwischen 30 und 40 Jahren mit vorschulpflichtigen und schulpflichtigen Kindern, die diese Wohnform gewählt haben. «Ich wollte vor allem nicht isoliert sein», sagt eine Frau, die vorher in einem Block wohnte, und «für Kinder ist es geradezu ideal», meinen viele. «Im Block waren wir schon sehr eingeschränkt, man konnte nicht hämmern oder sägen, zu den Kindern musste ich immer sagen: seid ruhig. Hier sind sie einfach frei.» Für die kleineren Kinder scheinen die Siedlungen tatsächlich «ideal» zu sein, die älteren Kinder fühlen sich dagegen eher einsam, es fehlen Gleichaltrige und zum Teil auch Spielmöglichkeiten.

Zur Altersmischung: mit Ausnahme des Haberachers, wo zwei ältere Ehepaare wohnen, die in der Siedlung die Rolle der Grosseltern für alle Kinder



34 Überbauung / ensemble d'habitation Chlepfes, Appenzell AR (Metron Architekten; Foto: Elsbeth Leisinger).



35 Überbauung / ensemble d'habitation Haberacher bei / près de Baden AG (Metron Architekten).

36 Reuss-Siedlung / ensemble d'habitation «Reuss-Siedlung», Unterwindisch, AG (Metron Architekten).

übernehmen, haben die Ehepaare und die wenigen Einzelpersonen fast alle das gleiche Alter. Für einzelne Bewohner von Chlepfes war es sogar mit ein Grund, in die Siedlung zu ziehen, weil «hier mehr so jüngere Leute wohnen». Sie stehen einer Altersmischung skeptisch gegenüber: «Die Alten und Ledigen haben gar kein Verständnis für die Jungen und besonders für die Kinder.» Dem widerspricht die Erfahrung der Haberacherbewohner: die beiden alten Ehepaare sind nicht nur voll akzeptiert, sondern tragen von sich aus viel für das Gemeinschaftsleben bei. In der Reuss-Siedlung fehlen ältere Leute, es wird aber von den Bewohnern bedauert.

Das unterschiedliche Alter der Siedlungen erlaubt es, den Entstehungsprozess der «Gemeinschaft» nachzuvollziehen und zu überprüfen, ob das Gemeinschaftsleben auch über die erste euphorische Phase hinaus Bestand hat. Eine Voraussetzung muss von den Bewohnern her sicher gegeben sein, die schon genannte «innere Bereitschaft». Darüber hinaus wirken sich aber die baulichen Bedingungen als kommunikationsfördernd oder -hemmend aus. Die schwierige Gratwanderung zwischen Privatsphäre und Gemeinschaftsbedürfnissen verlangt von den Bewohnern ein hohes Mass von Toleranz und gegenseitigem Verständnis: «Wenn man eine Wohnform wählt, die einen so hohen Gemeinschaftsanspruch stellt – von der Architektur her –, wird es eine Lebensaufgabe, seinen Intimbereich zu schaffen. Das kann man nicht nur architektonisch lösen, das muss menschlich individuell gelöst werden.»

Bei den jüngeren Siedlungen trug die gemeinsame Erfahrung des Bauens wesentlich dazu bei, dass eine Gruppe entstand, die ihre Wünsche in vielen Sitzungen aufeinander abstimmen und miteinander vertreten musste. Die ersten Schritte zur Gemeinschaft waren getan. Bezeichnenderweise vermissen die Bewohner des in einer zweiten Bauetappe erstellten Hauses im Haberacher diese gemeinsame «Kampfphase». Sie fühlen sich gegenüber der Gruppe des zuerst gebauten Hauses noch ausgeschlossen. Erschwerend wirkte sich für diese Bewohner auch der Einzugstermin aus: sie kamen im Winter, und dort «zogen sich alle notgedrungen in ihr Häuschen zurück». Die ersten Kontakte beginnen meistens zufällig draussen im Garten, beim Gespräch über Gartenarbeiten, über die Kinder, bei den Frauen über die Küche – die wenigsten Häuser haben Vorhänge –, man winkt sich zu, geht schnell hinein, die Männer setzen sich mit einem Glas vors Haus, wenn sie Kontakt möchten; das alles scheint sehr selbstverständlich und ungezwungen vor sich zu gehen. Die Jahreszeit, der Sommer, spielt eine wichtige Rolle, Zeiten also, wo sich Gelegenheit bietet, freiwillig und zwanglos miteinander ins Gespräch zu kommen. «Im Winter ist er dann ein bisschen abgeschwächt, der Kontakt», sagt eine Frau von Chlepfes.

Die Kommunikation findet statt über den privaten Aussenraum und über den Sichtkontakt ins Haus der andern. Aber gerade hier beginnt die heikle Grenze zum Privaten: «Ich glaube die Theorie des privaten Aussenraums, der halbprivat ist, das geht nicht, das ist reine Theorie.» Manche Erwachsene fühlen sich gestört durch die spontan in die (Privat-) Gärten laufenden Kinder. Eine Frau meint: «Ich hätte am Anfang gerne ein Plätzchen gehabt, so ganz für mich alleine, ich habe das vermisst, jetzt finde ich es lustig, dass alle kommen. Dann ist man eben nicht draussen, wenn man alleine sein will», lautet ihr lapidarer Schluss. In den jüngeren Siedlungen fehlen vorläufig noch die vor Einblick schützenden Büsche und Bäume, was den Eindruck von «Ausgestelltsein» besonders bei den Frauen hervorruft. Einige Bewohner des Haberachers empfinden die Orientierung der privaten Aussenräume vor den Wohnzimmern auf den halböffentlichen Fussweg und die Eingangsfront des anderen Hauses als einschränkend.

Neben den Spontankontakten gibt es in den Siedlungen gemeinsam geplante Aktionen: nach Abschluss der Bauarbeiten legten die Bewohner der Reuss-Siedlung in tagelanger gemeinsamer Arbeit die Platten für den Siedlungsweg, sie stellten auf dem «Dorfplatz» der Siedlung einen alten Sodbrunnen auf, in Chlepfes wurden der Kinderspielplatz und der Tischtennistisch gemeinsam erstellt, die gegenseitigen Hilfeleistungen sind zahlreich und haben sich eingespielt: Kinder werden gehütet, man passt auch auf die Nachbarskinder mit grosser Selbstverständlichkeit auf, man organisiert gemeinsam Feste, macht Skiwanderungen, geht zusammen essen. Der – in zwei Siedlungen vorhandene – Gemeinschaftsraum dient vorwiegend den Kindern, die Erwachsenen benutzen ihn für Versammlungen, für Feste (Samichlaus und Weihnachten) und zum gemeinsamen Basteln, er ist jedoch kein Raum, wo man sich trifft. «Um einfach miteinander ein wenig zu reden, haben wir viel bessere Möglichkeiten, draussen auf dem Platz. Das ist viel spontaner, als wenn man zuerst die Leute zusammentrommeln muss.»

Eine Idylle, wie sie im Buch steht? Wohl kaum: «Man muss sich Mühe geben, auszukommen miteinander, wenn man so nahe aufeinander wohnt. Es ist kein Zwang, aber Differenzen gibt es eben auch.» «Ich glaube, dass es eine grosse Toleranz braucht, wenn man die nicht aufbringen kann, muss man sich schon überlegen, ob man so wohnen will.» Die Privatsphäre, die Rückzugsmöglichkeiten müssen gewahrt werden, man muss sich kennenlernen und sich respektieren. Der Beitrag, den der einzelne bei dieser Wohnform zu leisten hat, ist gross; in den seltensten Fällen kann man auf bekannte eingespielte Verhaltensweisen zurückgreifen. Unter diesen Bedingungen «funktioniert» Gemeinschaft; in Ansätzen bei den beiden jüngeren Siedlungen und fast «perfekt» in der älteren Siedlung: «Die Gemeinschaft ist gerade ein Punkt, den wir hier oben sehr ausgeprägt haben. Wir sind wie eine grosse Familie.» Birgt die «grosse Familie» nicht die Gefahr des Sich-Abschliessens nach aussen in sich? In Chlepfes pflegen die einzelnen Familien Kontakte mit Bekannten, aber kaum mit dem Dorf und der Nachbarsiedlung: «Wir sind einfach ein bisschen die Aussenseiter von Appenzell», sagen sie, und «man hat gar nicht das Bedürfnis zu mehr Kontakt.» In der Reuss-Siedlung – inmitten einer alten Bebauung – bestehen bereits Beziehungen zu den Leuten der Umgebung, die Nachbarn schauen ab und zu vorbei, was sehr begrüsst wird. Die Haberacher-Bewohner suchten von Anfang an den Kontakt mit Rütihof und nehmen aktiv am Dorfleben teil.

Beteiligung der zukünftigen Benutzer am Planungs- und Bauprozess, «mehr Partizipation», wie die Forderung lautet, wird zwar heftig diskutiert, die praktischen Beispiele dafür sind aber immer noch dünn gesät. Bei den von uns untersuchten Siedlungen wurde der Versuch unternommen, wenigstens ansatzweise dem zukünftigen Bewohner mehr Mitsprache und Mitbestimmung einzuräumen. Die Erfahrungen zeigen, dass auf beiden Seiten – der Architekten und der Bewohner – ein grosser Lernprozess nötig ist, um das Postulat zur Zufriedenheit beider Teile zu erfüllen. Die Aussagen der Bewohner zur Mitbestimmung und Mitsprache schwanken zwischen Begeisterung: «was für mich ungewöhnlich war, das war die Mitsprachemöglich-

keit», und Hilflosigkeit: «man hatte keine Ahnung, wo man mitbestimmen kann».

«Mitbestimmung ist weitgehend eine Sache der Information. Ich bin völliger Baulaie, wie die meisten. An den Sitzungen wurde man mit Informationen vollgestopft und hätte sofort entscheiden sollen. Man hatte nur ein paar Tage, um zu überlegen. Ich muss sagen, dass ich auch einmal falsch entschieden habe, aus Unkenntnis. Man hatte auch zu wenig Informationen über den Gedanken der Siedlung an und für sich.» Die Hauptschwierigkeit scheint darin zu bestehen, die Informationen frühzeitig, im richtigen Moment und in der richtigen Dosierung zu vermitteln.

Die Voraussetzungen dafür fehlen aber vorläufig noch weitgehend bei Architekten und Bewohnern: beide bewegen sich in für sie neuen Gebieten. Dem Architekten fällt es schwer, die Tatsache zu akzeptieren, dass der Entscheidungsablauf während des Bauprozesses zeitlich nicht parallel verläuft zum Entscheidungsablauf des zukünftigen Bewohners. Der Bewohner, als Baulaie, fühlt sich überfordert, ratlos und hilflos ausgesetzt, wenn er nicht genau weiss, wann und vor allem wo er mitbestimmen oder bestimmen soll und darf: «Man konnte sehr viel mitbestimmen, man konnte fast zuviel mitbestimmen. Ich meine, diese Mitbestimmung hat uns recht viel Geld gekostet, weil man uns nirgends Grenzen gesetzt hat. Es war nicht optimal koordiniert, dadurch wurden die Bauabläufe gestört, und das hat Geld gekostet.» Wann soll man beispielsweise Eigenleistungen erbringen und welche? Wo ergeben sich tatsächlich Einsparungen durch Eigenleistungen, und wo ist es sogar ungünstiger, selbst Hand anzulegen? «Auch die Eigenleistungen, wie die Mitbestimmung, setzen einen gewissen Planungsprozess voraus. Wenn schon Eigenleistungen, dann planen und die Beratung durch den Architekten, damit man weiss, was es kostet und wo man spart.» Für den Bewohner als Planungsbeteiligten ist frühzeitige und ausführliche Information von grösster Wichtigkeit, damit er «frei» entscheiden kann, unabhängig von Zeitdruck, Sachzwängen und Unkenntnis. Dass die Beteiligung der Bewohner am Planungs- und Bauprozess – trotz der angebrachten Kritik – keineswegs zum Scheitern verurteilt ist, sondern letztlich als – mühsam errungener – Erfolg betrachtet werden kann, zeigt die Äusserung einer Bewohnerin: «Sicher hat die Mitbestimmung dazu beigetragen, dass alle sehr zufrieden sind. Ob es schön ist oder nicht, spielt nicht so eine Rolle, die Hauptsache ist, dass es ist, wie man will. Wegen der Mitbestimmung sind alle Häuser anders. Es ist schön, dass es beim Nachbarn nicht gleich aussieht wie im eigenen Haus.»

«Dass es ist, wie man selber will», gilt nicht nur für die Eigentümer, sondern in Chlepfes auch für die Mieter: sie konnten Ausbau- und Raumeinteilungswünsche anbringen, Räume abgetrennt weitervermieten und wieder ändern. In Chlepfes, der ältesten Siedlung, haben die Bewohner nachträglich im Haus Veränderungen vorgenommen, Räume umgenutzt, Zwischenwände eingezogen, ein Cheminée eingebaut, die Räume ihren neuen Wohnbedürfnissen angepasst und die von den Architekten vorgesehenen Möglichkeiten voll ausgenützt.

Die «Flexibilität» im Haus ist gelungen. Problematischer ist die Flexibilität, wie sie im Haberacher geplant war. Von den zwischen den Eigentümereinheiten gelegenen Mieteinheiten können Räume durch Eigentümer (bei Bedarf) zugemietet werden. «Diese Flexibilität ist in der Theorie sehr einleuchtend gewesen, aber die Mieter sind dadurch stark eingeschränkt. Der Druck zwischen Mieter und Eigentümer weicht immer zum Mieter aus, darum ist das Konzept irgendwo falsch», lautet das erste vorläufige Urteil. Die angestrebte «Pufferzone» hat sich in der jetzigen Form nicht ganz bewährt und steht auch in einem gewissen Widerspruch zur Gemeinschaft. «Vom Siedlungskonzept her würden wir langfristige Mieter bevorzugen», sagen die Eigentümer, «vom Wohnkonzept her jedoch muss man Mieter suchen, die relativ kurzfristig oder gar alleine hier wohnen.»

Günstig bauen, einfach bauen, kommunikativ bauen: für wen und wie weit ist es gelungen? «Als ich die erste (Backstein-)Mauer sah, da hätte ich heulen mögen, wie ein Kuhstall sah es aus. Erst als ich dort wohnte, merkte ich, dass nicht die Wand das Primäre ist, sondern das, was man mit der Wohnung macht.» Die Erfahrungen und Beobachtungen zeigen, dass alle Bewohner «etwas mit der Wohnung gemacht» haben. Sie haben ihr Haus und ihre Umgebung gestaltet nach ihren Wünschen und Bedürfnissen, phantasievoll, farbig und individuell, innen gleicht kein Haus dem andern. In lockerer Gemeinschaft wohnen ist möglicht, solange kein Zwang daraus entsteht; dann aber ist es eine Lebens- und Wohnform nicht nur für jüngere Leute, sondern auch für Ältere. «Ich könnte mir vorstellen, wenn wir so, wie wir jetzt sind, miteinander alt werden, dass wir dann auch später so zusammen wohnen», sagt eine Frau mit vier Jahren «kommunikativer Wohnerfahrung».

Anmerkung: Die Metron-Siedlungen Haberacher und Unterwindisch sind in der Bauchronik dieses Heftes ausführlich publiziert – vgl. S. 61. Dort finden sich auch vergleichende Angaben zu den drei hier besprochenen Metron-Siedlungen.

Zusammenfassung

Einfacher Ausbau / gepflegter Rohbau stehen im Widerspruch zur üblichen Vorstellung von neuen Wohnungen; setzt einen Lernprozess und Mut zu Neuem voraus, spricht nur bestimmte Leute an.

Eigentumsförderung / Wohnqualität: Hauptmotiv zum Kauf ist der günstige Preis, niedrige Erstellungskosten erlauben vor allem jüngeren Leuten ein Haus zu kaufen bzw. viel Raum zu mieten.

Veränderbarkeit im Haus wird begrüsst und genutzt. Flexibilität zwischen den Häusern (Zumieten von Räumen) ist vorläufig noch nicht optimal gelöst.

Teilnahme am Planungsprozess / Bau wird positiv beurteilt, wenn der Prozess sorgfältig geplant wird, Information muss frühzeitig, ausführlich und mit Kostenangaben erfolgen. Gemeinsames Planen erhöht das Gemeinschaftsgefühl und wirkt sich positiv auf die spätere Wohnzufriedenheit aus.

Selbstverwaltung von gemeinsamen Einrichtungen (Waschküche, Spielplatz, Gemeinschaftsraum, Garten etc.) wird begrüsst und funktioniert.

Mietwohnungen: Einstreuen von Mieteinheiten in Reihenhaussiedlungen ist erwünscht, wenn Mieter gleich Rechte haben wie Eigentümer (Verwaltung, Nutzung etc.).

Mischung von sozialen Gruppen/Alter: Soziale Mischung wurde nicht erreicht, sie ist jedoch nur bedingt wünschbar. Altersmischung in einer Siedlung realisiert und erfolgreich.

Kommunikation / Gemeinschaft: Wohnform, differenziertes Wohnungsangebot und Zugang zu Aussenräumen erleichtern den Kontakt untereinander. Für kleinere Kinder die «ideale Art» zu wohnen. Bereitschaft der Bewohner zum Zusammenleben ist Voraussetzung. In den Siedlungen sehr gute Erfahrungen mit Gemeinschaft. Problematisch: fliessende Grenze zwischen privatem und halbprivatem Aussenraum, Möglichkeiten für eindeutige Abtrennung erwünscht. ■